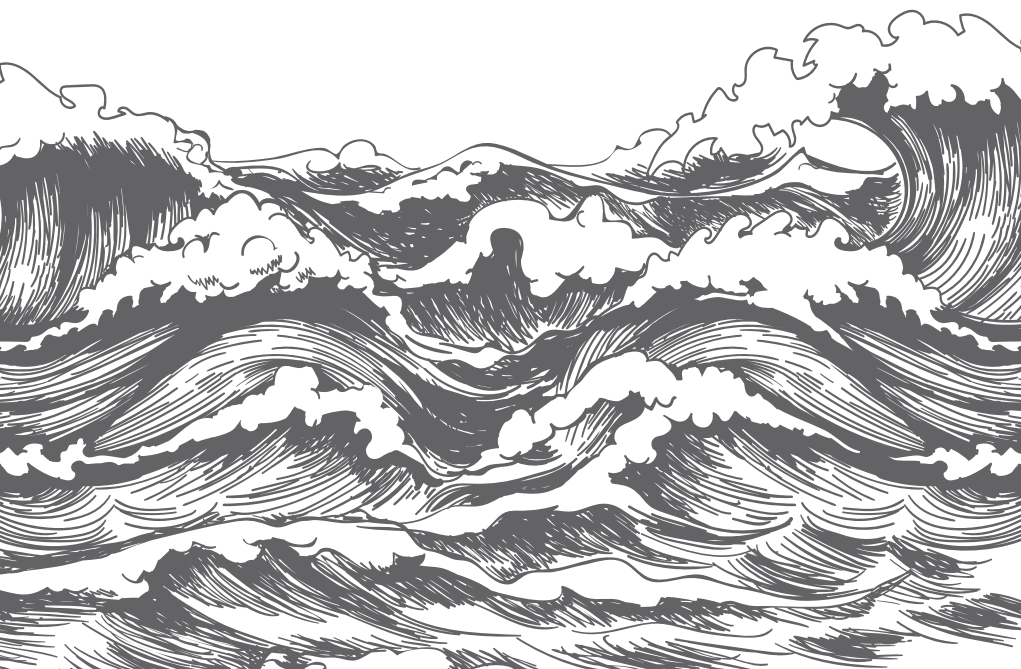


TEIL 1

»Und Gott sprach: Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an einem Ort, dass man das Trockene sehe. Und es geschah so. Und Gott nannte das Trockene Erde, und die Sammlung der Wasser nannte er Meer.«

1. Buch Mose (Genesis), Kapitel 1, Vers 9–10



DIE ALTE FRAU UND DAS MEER

Der erste tote Mensch, den ich gesehen habe, war eine alte Frau, die im Meer ertrank.

Es war kein Verwandter, kein Großvater und keine Großtante, nicht einmal ein flüchtiger Bekannter der Familie; es war eine völlig fremde Frau, und ich war die Erste, die sie sah. Ich habe damals auch nicht auf einer Kirchenbank gesessen, dem einzigen Möbelstück, das einem bewusst werden lässt, dass sich im eigenen Hinterteil Knochen befinden, oder stand ich an einem Grab, umgeben von verzogenen Gesichtern. Die Szene, in der ich meinen ersten Toten vorfand, hätte fürderhin unangemessener nicht sein können. Ich hatte nicht einmal ein Kleid an oder irgendetwas anderes Würdevolles, im Gegenteil, ich war bemerkenswert würdelos unterwegs: in einen Badeanzug. Der war immerhin schwarz.

Ich war acht Jahre alt, schlaksig und im Urlaub an der italienischen Adria. Auf den Fotos aus dem Urlaub sind meine Haare hüftlang und meine blauen Augen stechen aus dem sonnengebräunten Gesicht deutlicher hervor als sonst. Wir verbrachten den Sommer wie jedes Jahr auf einem Campingplatz an der Lagune vor Venedig. Diesmal glich der Platz eher einer Zeltstadt, er besaß mehrere Waschwäuser,

in denen mein Vater mich und meine Schwester mit seinen Gesangseinlagen blamieren konnte, und sogar eigene Bäckereien und eine kleine Fußgängerzone. Es war das reinste Labyrinth, in dem ich mich nicht einmal gen Ende des Urlaubs zurecht fand, weshalb ich auf dem Rückweg vom Waschhaus in regelmäßigen Abständen verloren ging und meine Eltern sich, meinen Namen rufend, zwischen den Pinien auf den Weg begaben, um mich schließlich heulend und mit rotzverschmiertem Gesicht zwischen einem der Nadelbäume sitzen zu sehen.

Man könnte meinen, der Tag, an dem ich den ersten toten Menschen in meinem Leben sah, sei vielleicht ein besonders denkwürdiger Tag gewesen, womöglich habe sich die Katastrophe angebahnt, irgendwelche Zeichen hätten auf das Ereignis hingedeutet, so als hätte es den einen Moment gegeben, der den anderen zur Folge gehabt hätte, wie ein Dominostein, der den anderen anstößt, bevor er umfällt und alle anderen mit sich reißt. Immerhin ging es um das im Leben paradoxerweise größte eintretende Ereignis – den Tod. Doch war der Tag an der Adria eigentlich nur eines: bemerkenswert unbemerkenswert. Es kam, wie es fast immer kommt, wenn es sich nicht gerade um einen Film handelt: Ich sah die Tragödie nicht voraus. Im echten Leben gibt es keine Hinweise für den Beobachter, um Spannung aufzubauen, keine Ungereimtheiten, die den letzten unbedarften Zuschauer in die Handlung ziehen, keine Cliffhanger, damit er nicht abschaltet. Im echten Leben fallen einem die Katastrophen meistens so unerwartet vor die Füße wie ein Möwenschiss. So auch an diesem Tag in meinem Sommer an der Adria; die Katastrophe traf mich aus heiterem Himmel.

Der Beginn des Tages reihte sich nahtlos in die Gewöhnlichkeit des Sommers an der Adria ein. Die erste Aufregung über die neue Umgebung war verflogen, ebenso die Begierde nach der andersartigen Luft, die sich hier dicker anfühlte, die Gerüche von Nadelhölzern und Salzwasser und die neuen Gesichter waren vertraut geworden, und ganz allmählich, sodass man nicht sagen konnte, wann es genau passiert war, schlich sich die Routine ein, vor der wir geflüchtet waren. Es war einer der vielen Tage, an denen man es abseits des Strandes kaum aushalten kann. Zumindest war es das, was alle behaupteten, die als Urlauber dort waren, weil sie das Glück hatten, sich einmal über das gute Wetter beklagen zu können.

Die Luft flirrte über dem Asphalt der geteerten Hauptstraßen des Zeltplatzes. Wir schwitzten schon beim Frühstück in unseren Badesachen, als wir die kleinen, geriffelten Brötchen aßen, die immer etwas trocken waren, und meinem Vater zuhörten, wie er sich über das ungenießbare Leitungswasser echauffierte, wie jeder Ostfriesen das im Urlaub pflichtschuldig tat. Kaum waren wir damit fertig, cremten wir uns ein, warfen uns Handtücher über, meine Schwester und ich zankten uns im Bad ums Waschbecken und machten uns auf den Weg zum Strand.

Am Vortag hatte ich meine Eltern endlich so weit gehabt, dass sie mir völlig entnervt eine leuchtend gelbe Luftmatratze gekauft hatten, weshalb ich hoffte, das Meer unruhig und mit vielen Wellen vorzufinden, um mich hineinstürzen zu können. Die Matratze unter den Arm geklemmt, von ihrem quietschenden Geräusch begleitet, das durch die Reibung mit meiner Achsel entstand, stapfte ich zwischen meinen Eltern und meiner Schwester den Weg entlang zum Strand, vorbei an den Pinien, Zelten und Wohnwagen, die Füße nach eini-

gen Metern angestaubt von dem pudrigen Sand, durch den wir liefen. Mein Vater und meine Schwester spielten auf dem Weg Autokennzeichenraten, und ich lief schweigend hinterher. Bei dem Spiel hatte ich noch nie gewonnen. Mit einem letzten ›Flip, Flop‹ meiner Schuhe kam ich zum Stehen, als wir die erste Düne hinter uns ließen und ich das Meer sah.

Die Sonne knallte auf die gestreiften Sonnenschirme, die dicht aneinandergedrängten Rücken und die Neoprenanzüge aller rothaarigen Kinder. Auf meinem Körper hatten die Stellen, die mein heiß geliebter schwarzer Badeanzug freiließe, bereits bei meinen Tauchgängen der Vortage einen dunkelbraunen Farbton angenommen. Es war spürbar Sommer an der italienischen Adria, es roch nach Salz und Sonnencreme, das Fleisch unter meinen Fingernägeln war hellrosa, und meine sonst so aschblonden Haare trugen die Sonne auf ihren Spitzen.

Mein Blick fiel aufs Meer, und ich runzelte enttäuscht die Stirn, als ich sah, dass es sich an diesem Tag nur träge bewegte. Es verhielt sich wie eine der italienischen Nonnas, die ich dabei beobachtet hatte, wie sie sich in der Mittagshitze auf den Campingplatz zwischen den Pinien zurückzogen, um sich im Schatten ihren Stuhl aufzustellen und den Kopf über die Touristen zu schütteln, die sich in der Mittagshitze wie Hähnchen brieten. Es war schlicht und ergreifend zu heiß, um sich zu bewegen, und selbst das Meer hatte an diesem Tag keine große Lust, eine Welle zu machen. Ich zog die Augenbrauen zusammen.

Meine Schwester gab mir einen Klaps auf den Hinterkopf. »Mama und Papa stehen schon am Platz, wo bleibst du denn? Willst du hier stehen bleiben und Wurzeln schlagen oder was?« Sie lachte, als ich zusammenzuckte. »Sieh zu!«

Ich blinzelte. »Sieh zu!«, äffte ich sie nach und verdrehte meine Augen, was rückblickend betrachtet erschreckend lange meine Abwehrstrategie für die Wortgewandtheit meiner zwei Jahre älteren Schwester blieb. »Sieh du doch zu«, sagte ich und stapfte, die Luftmatratze noch immer unter den Arm geklemmt, wütend quietschend auf meinen Vater zu, der bereits den Schirm aufspannte, womit der Tag am Strand offiziell eröffnet war.

Bei ihm angekommen, tat ich, was ich an solchen Tagen immer tat: Ich warf das Handtuch und die Matratze in den Sand, kickte meine Schlappen weg und marschierte schnurstracks zum Meer. Ich strich mit meinen Füßen erst durchs Wasser und sah, wie das Wasser sich mitbewegte. Dann schwamm und tauchte ich, was das Zeug hielt. Hielten meine Eltern dieser Tage nach mir Ausschau, suchten sie das Wasser mit abgeschirmten Augen nach einem herausschauenden Paar Beine ab. Das hatte sich als besonders effizient herausgestellt, da sie mich auf diese Weise auch aus der Entfernung schnell entdecken konnten. Die Sache mit dem Tauchen ging sogar so weit, dass ich sieben Jahre lang in Folge den Sommer an der Adria damit zubringen sollte, die ersten zehn Tage unter Wasser zu verbringen. Die anderen zehn Tage saß ich bei 30 Grad Außentemperatur mit Mütze und Badeanzug in einem Planschbecken vor unserem Zelt, um meine Mittelohrentzündung auszukurieren, die der Arzt nach fachkundigem Blick in mein Ohr Sommer für Sommer diagnostizierte. Auf der Rückfahrt, die uns über die österreichisch-italienische Grenze führte, trieb mir der Luftdruck der Berge auf meine entzündeten Ohren stets bittere Tränen in die Augen, sodass der ellenlange Heimweg nur noch verhasster für mich wurde.

Doch noch war es längst nicht so weit. Nicht an dem Tag. Wir befanden uns in der ersten Hälfte des Sommers an der Adria. Sein Ende war so unabsehbar, wie es das nur für ein Kind sein kann. Ich zählte keine Urlaubstage, ich hätte nicht einmal die Wochentage gekannt, wenn mein Vater sie nicht allmorgendlich am Tisch verkündet hätte. Die Mittelohrentzündung des letzten Jahres war in diesem Raum-Zeit-Kontinuum längst vergessen, ich stieß also Freudenschreie aus, tauchte auf und noch weiter hinab, das Wasser angenehm warm um mich herum, und die Wellen kamen mir vor wie die Umarmung eines fast vergessenen Freundes.

Als mir schließlich doch kalt wurde und ich herausfand, dass die warmen Strömungen nicht nur vom Wasser selbst, sondern auch von dem Jungen neben mir kamen, der mich auch noch dreist angrinste, ging ich eilig zurück zu unserem Schirm, den ich vom Wasser aus routiniert an seiner gelb-weiß gestreiften Silhouette ausmachte. Ich setzte mich auf mein Handtuch, ließ den heißen Sand durch meine Hände rieseln, sah zu, wie die Tropfen auf meiner Haut verschwanden und wie sie weiße Ränder hinterließen. Meine Familie genoss den Tag, wie sie es immer tat: Während meine zwei Jahre ältere Schwester erfolglos nach den dicken Krebsen kescherte, vor denen es mir insgeheim graute, und hin und wieder quiekte, wenn sie auf wundersame Weise Erfolg hatte, blickte meine Mutter unter dem Schirm stoisch in ihr Buch. Vermutlich waren es wieder diese »verflixten letzten Seiten«, wie sie meist mit einem Brummen verlauten ließ, wenn wer es wagte, sie zu stören. Dabei durfte sie eigentlich generell nie wer beim Lesen stören, auch nicht auf den ersten Seiten oder mittendrin. Mein Vater, der die eine Hand wie so oft in die Hüfte

gestemmt und die andere lässig auf dem Schirm liegen hatte, stand über mir, strich sich über den Schnauzer und konstatierte die »tolle Aussicht«. Und noch während er das tat, packte mich eine Langeweile, die einen beim Ausruhen nur überkommen kann, wenn einem die Pubertät noch bevorsteht. Es war zu früh für mein tägliches Flutscheis, und so schob ich meine Füße in die unter der Mittagssonne längst heiß gewordenen Schlappen und stand auf.

Damals hatte ich gerade erst erfolgreich meine Senkrechstarterkarriere als Marketing-Opfer begonnen. Nachdem der dritte Handtuchverkäufer mit einem lauten »*Lookie, lookie, very good price*« an unserem Schirm und meiner Charakterschwäche vorbeigezogen war, konnte ich nicht mehr an mich halten. Ich musste eines dieser Tücher haben. Nachdem ich in Venedig keinen Knetball an einem der unzähligen Stände bekommen hatte, fand ich das nur fair. Der Stand des Strandverkäufers bot eine Vielfalt absurder Farbkombinationen, grelles Pink mischte sich unter giftiges Grün, was unterbewusst eine biologische Warnung bei mir hätte hervorrufen müssen. Rückblickend könnte ich mich fragen, wie meine Vorfahren es auf diese Weise geschafft hatten, sich in der Natur durchzuschlagen, ohne sich irgendwo eine tödliche Vergiftung zuzuziehen. Ich strich über die flauschigen Stoffe, die zu der Sorte zählten, die spätestens nach dem ersten Mal Waschen bockelhart wurden, und wollte gerade die Rückseite des Standes erkunden, die dem Meer zugewandte Verkaufsfläche, nur um sicherzugehen, dass ich auch ja das grellste Tuch von allen auswählte, als ich sie sah.

Wenn ich heute an die Szenen zurückdenke, die auf diesen Moment folgten, dann dehnen sie sich in meinem Kopf

aus wie alte Heizungsrohre im Winter, kurz vor ihrem Bruch. Meine Synapsen waren wie die Röhren einer alten Anlage, in der zu lange Wasser stillgestanden hatte: Die Moleküle darin froren ein und quollen so weit auf, dass sie ihre Ummantelung bersten ließen. Die Sekunden weiten sich beim Erinnern zu gefühlten Stunden aus. Jeder noch so kleine Moment schwillt zu etwas Größerem an, das mehr Platz einnimmt. Die eingefrorenen Bilder ziehen ein wenig stockend, aber akkurat und trennbar wie bei einem alten Film durch meinen Kopf.

Ich kann heute gar nicht mehr genau sagen, was genau mir an der alten Frau aufgefallen war, wieso ich überhaupt zu ihr hinübergesehen hatte, obwohl mich der Handtuchstand mit seinen Farben so sehr in Beschlag genommen hatte. Mein Blick fiel zuerst auf ihre lang ausgestreckten Beine im Wasser, über deren Haut sich Besenreiser wie kleine Flüsse zogen. Ich schätzte die Frau auf um die achtzig Jahre alt, was aber nicht allzu viel bedeutet, da für mich damals jeder Mensch, der älter als 20 war, mit einem Bein fest im Grab stand. Nachdem meine Augen die Beine gescannt hatten, deren Haut einer Landkarte glich, wanderte mein Blick höher und fiel auf die obere Körperhälfte, die sich außerhalb des Wassers im Sand befand, dort, wo er noch fest unter den Schuhsohlen war. Das Meer schwappte wieder und wieder über ihre Beine hinweg, während ich alle Details aufzog. Die Wellen krochen über ihren Körper bis hin zu ihrem Bauch, über den sich der Stoff ihres schwarzen Badeanzugs spannte.

Eigentlich hätte auch das mich nicht wundern sollen. So etwas hatte ich schon häufiger im Sommer am Strand beobachtet: Hardcore-Sonnenbadende, die sich direkt am Wasser im Licht aalten, um ihre Urlaubsbräune auf Sonnenbankni-

veau zu heben. Doch irgendwas an der Frau ließ mich an diesem Tag innehalten, weshalb ich zögerlich nähertrat. Vermutlich verstand ich erst in diesem Moment, dass sich etwas nicht ins Bild fügte, dass eine Aufnahme auf der Filmrolle kaputt war.

Ich näherte mich widerwillig, fast als watete ich durch meterhohes Wasser und nicht durch dessen Ausläufer. Da mich die Flipflops so nah am Wasser beim Gehen eher behinderten, als dass sie halfen, kickte ich sie weg und spürte, wie bei der nächsten Welle das warme Wasser meine Knöchel umschloss, nur dass es mir diesmal nicht wie eine sanfte Berührung vorkam. Ich machte einen Schritt nach vorn, weg vom Wasser, als würde es ätzen. Als ich beim nächsten Schritt scharfkantige Muscheln unter der Fußsohle spürte, bemerkte ich ihre Einschnitte in meine Haut nicht mehr. Der Körper der Frau hatte sich vollständig in mein schon damals kurzsichtiges Gesichtsfeld geschoben. Jetzt war ich mir ganz sicher, dass etwas nicht stimmte.

Ich ging in die Hocke. Der Bauch der Frau schien, aus der Nähe betrachtet, nicht zum Rest des Körpers zu gehören. Er war beinahe unnatürlich dick und aufgebläht, sodass nicht einmal jahrzehntelanger exzessiver Alkoholkonsum dafür hätte verantwortlich sein können. Die Glieder der Frau waren viel zu entspannt dafür, dass sie so nah am Wasser lag, wo die Wellen im Sand Linien aus Schaum hinterließen wie ein tollwütiges Tier seinen Speichel. Etwas stimmte überhaupt nicht, und meine Augen begannen sich mit einem Schlag zu weiten. Als mein Blick auf das Gesicht der Frau fiel, verstand ich endlich, was mich nicht hatte wegschauen lassen: Die Frau rang mit dem Tod. Aus ihrem Mund quoll derselbe weiße Schaum

wie der, den die Wellen um sie herum ausspuckten. Gerade als ich zu einem Schrei ansetzte, der meine Lippen nie erreichen sollte, folgte eine Spaziergängerin meinem Blick und zerriss mit einem Geräusch, das keinen Ton beinhaltete, den letzten Rest Idylle an der italienischen Adria.

Ein Mann, der sich als Arzt vorstellte, aber in seiner blauen Speedo-Badehose und mit sonnenverbranntem kugelrundem Bauch nicht wie einer aussah, kniete sich in den Sand und vollzog hektisch pumpende Bewegungen auf der Brust der Frau. Ich war beinahe empört, mit solch einer brachialen Gewalt hob er auf ihren Oberkörper ein. Beinahe wollte ich ihn wegziehen, weshalb er auf die arme Frau, die im Schwimmenteiler vor ihm lag und die ohnehin schon mit dem Leben rang, auch noch eindreschen musste, war mir schleierhaft.

Eine halbe Stunde später, nach verzweifelten Wiederbelebungsversuchen der Sanitäter, die vorbei an Schirmen, Sandburgen und Familien durch den Sand geeilt waren, war die alte Frau in dem schwarzen Badeanzug tot. Später versuchte unser Vater, uns Kindern zu erklären, was passiert war. Die Strömung hatte die alte Frau an dem Tag fortgerissen, unter Wasser gezogen und wieder an Land gespuckt. Ich erinnere mich noch, dass ich wie versteinert auf dem weißen Plastikstuhl vor unserem Zelt saß. Denn das Meer, das mir am Morgen noch so harmlos und langweilig erschienen war, hatte mich getäuscht. Der Bauch der Frau, der mir so dick vorgekommen war, hatte sich mit Wasser vollgesogen wie ein Schwamm. Der Schaum, der aus ihrem Mund gequollen war, war der letzte Versuch ihres Körpers gewesen, sich gegen das Meer aufzubäumen, es wieder auszuspucken, dahin, wo es hingehörte, aber es hatte nicht gereicht.

Der Ehemann der Frau, ein alter Mann mit Sonnenhut, wachte an dem Tag regungslos, zwei Meter entfernt unter dem jetzt lächerlich gestreiften Schirm über den Körper seiner Frau bis der Leichenwagen kam. Ich weiß noch, wie ich dachte, als ich neben ihm stand, dass es aussah, als würde auch er mit den Wellen kämpfen, obwohl er nicht einmal im Meer stand. Wasser hatte sich in seinen blauen Augen gesammelt, deren Farbe vom Alter blasser als der Himmel selbst war.

Meine Eltern hatten mich von der Szene wegziehen müssen und zurück zu unserem Platz unter dem Schirm bugsiert. Ich wusste, ich *spürte*, dass es sich nicht gehörte, zuzuschauen und in das fremde Drama am Wasser einzudringen, das sich dort am helllichten Tag auftrat, ich gab mir alle Mühe, aber ich konnte nicht anders. Aufmerksam sah ich zu, wie die Sanitäter am Ende ein Tuch über der Frau ausbreiteten, wie sie sie auf eine Trage hievt und wie sie ihre weißen Koffer mit dem kleinen roten Kreuz darauf packten, als würden sie aus dem Urlaub abreisen. Ein bisschen kam es mir so vor, als taten wir es ihnen gleich, in diesem einen Augenblick am Strand am Meer, als nähmen sie unseren Sommer in ihrem Pick-up mit.

Ich blickte dem Leichenwagen sogar noch hinterher, der viel zu spät gekommen war, »weil in Italien die Uhren einfach anders ticken«, wie mein Vater sagte, und beobachtete, wie der Wagen mit seinem Allradantrieb versuchte, sich seinen Weg durch den Sand zu bahnen, um den Leichnam der Frau fortzubringen.

Ja, ich sah sogar noch dabei zu, wie der alte Mann, der jetzt Witwer war, seinen Stuhl und den Schirm zusammenklappte und wie eine Frau ihn vom Strand wegführte, und erst, als er zwischen den Dünen verschwand, sah ich weg. In diesem

Moment war die Tragödie um die alte Frau und das Meer für mich vorbei. Da erst merkte ich, dass ich das Tuch vom Stand die gesamte Zeit über noch in den Händen gehalten hatte, und brachte es zurück. Ich wollte es nicht mehr.

Auf dem Weg zurück zu unserem Zelt warfen die Pinien lange Schatten auf den Boden, es gab mehr Dunkel als Hell, und wir sprachen nicht miteinander. Sogar meine Schwester, die sonst nur wenig davon verstand, schwieg. Nur das ›Flip, Flop‹ meiner Schuhe, das Quietschen meiner Matratze, die jetzt unangenehm auf meiner von der Sonne gereizten Haut rieb, und das Rascheln der Rucksäcke, die an unserer mit Sonnencreme geölten Haut scheuerten, begleiteten den stillen Marsch durch die Zeltstadt.

Am nächsten Tag wachte ich um dieselbe Zeit wie tags zuvor auf. Wir klammerten uns jetzt an unsere neu gelebte Routine wie an einen Rettungsring. Wir frühstückten die runden, geriffelten Brötchen, die mein Vater geholt hatte, zankten uns vor dem Spiegel und bekamen Ärger, bevor wir uns auf den Weg durch die Pinien zum Strand machten. Und obwohl meine Schwester weiterkescherte, meine Mutter weiterlas (diesmal waren es bestimmt die letzten Seiten), mein Vater die Aussicht weiterbewunderte und ich weitertauchte, hatte sich etwas verändert. Irgendetwas hatte sich verändert, und es war nicht das Meer. Das Meer war, wie es immer war, der Strand war, wie er immer war, nur *wir*, *wir* waren anders. Das spürte ich deutlich, und meine Familie spürte es auch, obwohl sich alle nach Kräften bemühten, es nicht zu sein. Bauschten sich die Wellen um ihre Beine, war meine Schwester zögerlicher, der stoische Blick meiner Mutter war durchbrochen von kurzen Seitenblicken zu uns, und die Ausführungen meines Va-

ters über den »tollen Ausblick« durch das Anspannen seiner Hand gestört, die auf dem Schirm lag. Mein Tauchen führte mich an diesem Tag nicht so weit und tief hinaus. Die Wellen, die mir am Tag zuvor noch wie eine Umarmung vorgekommen waren, beunruhigten mich mit einem Mal, sie fühlten sich aufdringlich an. Auch war der Strand nicht so voll, nicht geschäftig ungeschäftig, eher verkrampft unverkrampft, weil alle »zur Normalität übergehen wollten«, wie mein Vater sagte, und trotzdem schienen die Ferngläser der *salvataggio*, der italienischen Rettungsschwimmer, wie angeschweißt an deren Stirn. Ich bemerkte zum ersten Mal, wie viele es von ihnen gab.

Das ging in dem Sommer am Meer ein paar Tage lang so, bevor sich die kleinen Verschiebungen auf wundersame Weise zurückbewegten. Es war fast so, als würden sich die tektonischen Platten, die das kleine Erdbeben am Strand ausgelöst hatten, wieder voneinander weg und an ihren ursprünglichen Platz bewegen. Der Blick meiner Mutter heftete sich länger auf ihr Buch, die Arme meines Vaters fanden selbstsicherer den Platz auf seinen Hüften, der Kescher meiner Schwester wurde zielstrebig, und meine Tauchgänge führten mich weiter und bestimmter hinaus. Meine Glieder fühlten sich wieder an, als wüssten sie, wie sie sich bewegen müssten. Es war fast, als hätte es die tote Frau am Strand nie gegeben.

Noch heute kommt es mir ein bisschen so vor, als hätte ich mir das alles zusammengereimt, als wäre es Teil eines Tagtraums, der mich ob der Langeweile oder der Temperaturen am Strand heimgesucht hatte. Ich dachte sogar darüber nach, ob mir wer von etwas Ähnlichem berichtet und ich diese Erzählung unbewusst in meine Erinnerung integriert hatte wie

bei einem False-Memory-Effekt, wenn es zu einer Pseudoerinnerung kommt. Denn wir sprachen nie mehr über das, was in diesem Sommer passiert war, nicht über die alte Frau, die ich hatte sterben sehen. Vermutlich weil es nichts war, was wir gerne mit dem Urlaub verknüpfen wollten.

Ich glaube, meine Familie vergaß den Tag am Strand fast vollkommen und vergrub ihn unter all den anderen Tagen im Sand, die wir am Meer verbrachten, unter all den Tagen, an denen wir die runden, geriffelten Brötchen aßen und uns auf dem Weg durch die Pinien zum Meer begaben und die sich so ähnelten, dass man sie kaum auseinanderhalten konnte. Nur für mich war der Tag, an dem ich die tote Frau gesehen hatte, wie die eine, feine, unebene Stelle in der Naht eines Pullovers. Ich spürte sie eher, als dass ich sie sah, zu unauffällig fügte sie sich in all die anderen Reihen der Nähmaschine ein. Doch so unauffällig sie auch sein mochte, wusste ich doch, dass sie da war.

Mir wollte es einfach nicht richtig gelingen, zu vergessen. Es war so, als hätten die Platten, die das Beben am Strand ausgelöst und die Wellen verursacht hatten, in mir drin nie wieder ihren eigentlichen Platz gefunden. So, als hätten sie sich endgültig verschoben. Wie bei einem Grabenbruch, wenn sich nach einem Erdbeben die Platten so sehr verschieben, dass kontinentale Kruste auseinanderbricht und die Stücke so weit voneinander wegdriften, dass vom Meeresgrund Gebirge und Schluchten aufklaffen wie eine sich nie mehr schließende Wunde. Allenfalls bildeten die Zellen in mir eine Kruste, neue Haut, aber die Narbe blieb.

MEIN LEBEN, DER WITZ

Wenn mich jemand fragt, wo ich herkomme, folgt meine Antwort mehreren Pfaden mit unterschiedlichen Optionen. Je nachdem, wie ortsunkundig mein Gegenüber ist, antworte ich, dass ich aus Leer komme. Weiß er oder sie damit nichts anzufangen, sage ich, dass ich aus Ostfriesland komme und so weiter. Darauf folgen andere, weiter gefasste, geografische Einordnungen, je nach dem, wie viel Lust ich dazu habe. Der Nordwesten ist etwa darunter, manchmal sage ich aber auch einfach, dass ich aus der Nähe von Bremen oder sogar Hamburg komme, weil damit viele mehr anfangen können. Hilft das alles nichts, beschränkt sich meine Antwort auf die Frage, woher ich komme, häufig auf fünf Wörter: aus der Nähe vom Meer. Die meisten nicken dann und haken nicht weiter nach. Es genügt ihnen als Auskunft. Das ist ein bisschen so, wie wenn jemand gefragt wird, was er beruflich macht, und er antwortet, er mache irgendwas mit Medien. Dann will eigentlich auch keiner mehr nachfragen, was genau derjenige damit eigentlich meint. Dabei ist ›Aus der Nähe vom Meer‹ eine Halbwahrheit. Denn obwohl meine Heimatstadt der zweitgrößte Reedereistandort nach Hamburg ist und wir sie deshalb auch als Seehafenstadt bezeichnen, dauert es von dort aus im Auto noch mindestens eine halbe Stunde, bis man zur See kommt.

Diejenigen, die glauben, meine Heimat zu kennen, würden sie vermutlich anhand folgender Eckdaten beschreiben. Der Name der Stadt lautet nicht ›Aus der Nähe vom Meer‹. Sie heißt Leer und liegt zwar nicht ganz an der Küste, aber ziemlich weit weg von den Bergen, übrigens ein für mich relativ wichtiges Detail. Die Leute würden sagen, die Stadt, in der ich aufwuchs, ist eine Stadt, in der jeder jeden kennt, aber in der man manchmal so tut, als wäre letzteres nicht der Fall. So wie das in Kleinstädten eben so läuft. Da, wo einem die Anonymität verwehrt wird, steckt hinter einem Nichtgrüßen blankes Kalkül, ein Affront, eine schwerwiegende Sache also, aber dazu später vielleicht mehr.

Über den Namen der Stadt Leer werden außerdem gerne Witze gemacht. Das würden die Leute in jedem Fall über meine Heimat sagen. Er stammt vermutlich aus dem Urgermanischen und leitet sich von dem Wort ›hlér‹ ab. Das bedeutet übersetzt so viel wie ›umzäunte Weide‹. Das trifft es ganz gut, wie ich finde, eigentlich auch viel besser als ›Aus der Nähe vom Meer‹. Vor allem in Anbetracht der Landschaft, die sie von Postkarten kennen und die die Stadt umgibt, kommt das ganz gut hin, weil es genau genommen ziemlich wenig zu sehen gibt: Man sieht viel Weide, ein paar Schafe und eine Hand voll Kühe. Die stehen dann auf plattem Land am Stadtrand in der Gegend herum und zermalmen Grashalme. Zwischendurch mäht und muht es. Manchmal weht ein bisschen Heu am Stadtrand über die Straße, wie in einem alten Westernfilm, aber da hört die Gemeinsamkeit auch auf. Ist das Heu in der Filmhandlung der Vorbote eines Ereignisses, lässt die Spannung in Leer ihren Höhepunkt an der Kurve hinter sich. So hat es zumindest den Anschein.

Zur Kulisse hinzu kommen womöglich ein paar Wolken, die immerzu über den Himmel ziehen. Ich finde, das lässt ihn wie eine halbfertige Leinwand aussehen. Fast so, als wäre er ohne die Tupfer zu einsam gewesen, und nach den Tupfern ist dem Künstler nichts mehr eingefallen. Vielleicht guckt man ihn genau deshalb aber so gerne an, weil er nie gleich ist, nie ganz fertig wirkt und deshalb Fragen aufwirft wie das Lächeln der Mona Lisa. Manchmal sagen Paare, die an unterschiedlichen Orten wohnen, sie teilen immerhin denselben Himmel. Das gilt vielleicht für den Rest der Welt, aber nicht für den Zipfel im Nordwesten, in dem ich aufgewachsen bin, zumindest nicht tagsüber. Der Wind dreht so häufig, dass die Wolken immer anders aussehen und nie gleich, wie ein sich immerwährend veränderndes Kaleidoskop. Schon ein paar Meter weiter sieht jemand etwas vollkommen anderes. Außenstehende würden sagen, dass ich dem Spiel des Himmels eine übertriebene Bedeutung zuschreibe, ist der Tatsache geschuldet, dass hier meist nicht viel mehr passiert.

Die Einwohner der Stadt Leer nehmen es wegen der Weide-Schaf-Kuh-Sache mit einem tapferen Lächeln hin, wenn im Sommer die Touristen die Stadt fluten und mit einem Augenzwinkern sagen, dass es hier wirklich ausgesprochen leer sei. Auch wenn Leute, die diesen Wortwitz lustig finden, in etwa auf demselben Level rangieren wie jene, die »Guten Moin« sagen oder Sprüche wie »Meer ist mehr« als Wandtattoo im Flur kleben haben. Die Sache mit den Witzen über unsere Stadt macht uns Einwohnern aber ohnehin nicht viel aus. Wenn man es genauer betrachtet, sind wir es einfach gewöhnt, dass jemand Witze über uns macht. Denn nicht nur über den Namen der Stadt Leer machen sich Außenstehende lustig,

sondern über unsere gesamte Region – und über uns Bewohner gleich mit. Das ist ein ziemlicher Rundumschlag, den wir da verkraften müssen, und das geht schon ziemlich lange so.

Zwischen 1968 und 1969 berichtete erstmals eine Schülerzeitung über den ›Homo ostfriesiensis‹, den schlichten Bewohner Ostfrieslands. Kurze Zeit später schrieben gleich mehrere Lokalzeitungen über die Witze im Frage-Antwort-Schema, in denen wir nie so richtig gut wegkamen, bevor Medien wie der *Spiegel* das Thema aufgriffen. Als dann einige unserer wenigen Emporkömmlinge die Witze in ihr Bühnenrepertoire aufnahmen, kam der Stein so richtig ins Rollen. In der Regel handelt es sich bei unseren Emporkömmlingen übrigens mittlerweile um ältere Herren, und wie es der Zufall will, wirft Ostfriesland ausschließlich Unikate ab (siehe Karl Dall, Otto Waalkes und H. P. Baxxter alias Scooter).

Vermutlich fühlt es sich für uns Leeraner aber auch deshalb nicht so schlimm an, wenn wieder wer aus der Stadt Emden »In Aurich ist es schaurig, in Leer noch viel mehr« sagt – im Grunde genommen ist das egal, weil das restliche Deutschland ausnahmslos über alle Bewohner Ostfrieslands lacht. Es ist also völlig gleich, wenn auch noch die Stadt durch den Kakao gezogen wird. Die Witze einen uns Ostfriesen sozusagen. Deshalb kommt es hin und wieder auch vor, dass die Leute doch etwas damit anfangen können, wenn ich sage, aus welcher Stadt ich komme. Meist ufert es dahingehend aus, dass irgendein Ostfriesenwitz aus dem Gehirnspeicher gekramt wird. Auch deshalb greife ich oft lieber auf ›Aus der Nähe vom Meer‹ zurück. Denn trotz der stoischen Gelassenheit, die uns nachgesagt wird, ist irgendwann jedermanns Maß an Flachwitzen voll, so platt das Land auch sein mag. Haha.

Grundsätzlich sind wir nicht für unsere aufbrausende Ader bekannt. Es gibt wenig, womit man einen Ostfriesen so richtig aus der Reserve locken kann. Eine Sache aber, die wir in Leer nicht leiden können, ist, wenn man uns Leerer nennt. Dann taucht manchmal ein leichtes Zucken um unsere Augen herum auf. Irgendwo hört der Spaß auf, es heißt Leerer, und das sollte man also vielleicht dann doch wissen, wenn man auf uns trifft.

Trotz allem sind wir natürlich stolz auf Otto, auf Karl Dall, auf Scooter und sogar die Ostfriesenwitze. Am Ende haben wir immer gut lachen, vor allem wenn wir sehen, wie jeden Sommer Touristen in unsere Städte einfallen und unsere Kassen füllen, weil sie die Ostfriesen aus den Witzen so nett finden »und so lustig«. Dann holen wir unser Teeservice heraus und zucken nicht einmal mit der Wimper, wenn ein Reisender Zucker statt *Kluntjes*, den weißen Kandis, nimmt oder den Tee umrührt oder irgendwie alles falsch macht, was man falsch machen kann. Mit einem Lächeln auf den Lippen schleusen wir sie dann in eines unserer Teemuseen, wo dann noch einmal die Kassen klingeln. Denn vor der Geschichte mit den Ostfriesenwitzen kannte uns im Rest Deutschlands kein Schwein.

Auch deshalb können die Witze uns so wenig anhaben, weil wir Leerer insgeheim Lokalpatrioten sind. Wir sind stolz auf unseren Hafen, das mit der Seehafenstadt versuchen wir meist auch im Gespräch unterzubringen. Wir verweisen auf unsere »eigene kleine Hafencity«, die der in Hamburg in »nichts nachsteht«, unsere Nesse, eine Halbinsel mit verchromten Gebäuden, was der Hafencity natürlich irgendwie in allem nachsteht, wie Hamburger sagen würden, allein im Größenvergleich. Hinzu kommen natürlich unsere Burgen,

von denen wir nicht allzu viele besitzen, dafür aber doppelt so stolz auf die vorhandenen sind. »Nee, nich nur in Süddeutschland haben die so was«, sagen wir dann und schleppen die Besucher beispielsweise zur Evenburg, die wirklich ausgesprochen hübsch ist und die scherzeshalber Schloss Neubramstein genannt wird, in Anlehnung an einen vergangenen Landrat und das Steuergelderloch, das sich aufgrund der Renovierung aufgetan hat.

Zu guter Letzt verweisen wir immer auf unsere schöne Altstadt, auf ihren historischen Gehalt und die pittoresken Gassen, auf die schon die Schilder an der Autobahn hinweisen, wenn man in Richtung Leer fährt. Ja, auch wir haben solche braunen Sehenswürdigkeiten-Schilder am Straßenrand. Sie fallen ob ihres Raritätengehalts in Norddeutschland nur mehr auf, könnten andere jetzt vielleicht einwerfen.

Wir werden trotzdem nicht müde zu betonen – und das geht mittlerweile Jahrzehnte weit zurück –, dass Leer im Übrigen das ›Tor Ostfrieslands‹ genannt wird, und hoffen klammheimlich, dass niemand die abfallende Aufschrift ›Die Einkaufsstadt‹ auf dem Wasserturm entdeckt. Das mit dem Tor meinen wir Leeraner nicht mal als Hyperbel, sondern ganz ernst. Auch wenn das vermutlich nur daher rührt, dass wir im Vergleich zur Nachbarstadt Aurich (etwas über 40.000 Einwohner) immerhin einen Bahnhof besitzen, der sogar mehr als einen Bahnsteig aufzuweisen hat (Leer hat etwas mehr als 34.000 Einwohner und zwei Gleise). Wächst man in Aurich auf, sitzt man in seiner Jugend also so richtig in der Tinte. Schlimmer geht also immer. Das Gefühl der Ausweglosigkeit muss omnipräsent sein, wie eine Mücke im Ohr: kein Bahnhof, schlechte Autobahnanbindung und das alles am

Arsch der Heide, wie man so schön sagt. Richtig aufspielen möchte ich mich aber nicht, der Nabel der Welt ist Leer ja auch nicht gerade.

Wenn wir an der Autobahnabfahrt nach Leer das grün-gelbe Schild des örtlichen Teefabrikanten passieren, der übrigens ›Marktführer‹ im Segment unseres heiß geliebten Ostfriesentees ist – das betonen wir natürlich auch –, dann trommelt sich unser innerer ostfriesischer Häuptling aber wirklich richtig mächtig auf die Brust. Das mit dem heißen Getränk ist nämlich so eine Sache, denn dabei wird jeder ostfriesische Lokalpatriot noch lokalpatriotischer. Das stimmt tatsächlich, dass wir Ostfriesen da ein wenig eigen sind. Tee aus der Nachbarstadt kann nicht kommentarlos am Tisch konsumiert werden, wenn Besuch da ist. Meist beginnt es bei uns zu Hause mit einem harmlosen »Wa?«, bevor ein erstaunter Gesichtsausdruck unter den Gästen auftaucht und eine weitere unschuldige Frage wie »Thiele-Tee?« nachgeschoben wird, sobald wer das kleine Emblem des Fabrikanten irgendwo aufblitzen sieht. Entschuldigt man sich nicht spätestens dann mit einem »Die hatten im Supermarkt nichts anderes mehr«, macht sich greifbare Empörung in der Runde breit, dicht gefolgt von einem lang gezogenen und vorwurfsvollem »Thieeeeeee!« und »Dabei sind wir doch in Leer und nicht in Emden, hier trinkt man doch Bünting!«. Das wird mit einer solchen Entrüstung erklärt wie ein Atomkrieg, sodass wir schon ein ums andere Mal fürchten mussten, ins benachbarte Emsland abgeschoben zu werden, und das konnte nun wirklich keiner wollen. Ich hörte einmal wen sagen, dass die an Ostfriesland angrenzenden Landkreise im Emsland sich vor allem dadurch von meiner Heimat unterschieden, dass

sie »Geröll im Vorgarten liegen haben«, womit die unproportional hohe Dichte an Steingärten im Emsland gemeint war. Letzteres trifft die Ostfriesen mitten ins Herz, lieben sie es doch, ihre Nachbarn auf die längst überfällig hohe Rasenkante seines Vorgartens hinzuweisen. Gerettet hat uns bei der Teesache die Herkunft meiner Mutter. Wir rechtfertigten uns regelmäßig.

Generell ist es schon so, dass wir uns unseres platten Landes und seiner Natur rühmen. Ostfriesland an sich ist ein Flächenstaat, was so viel heißt wie: Es gibt hier wirklich sehr viel Land und im Vergleich dazu wirklich sehr wenig Leute. Wenn es Sommer wird, hört der Rest Deutschlands angeblich das laute Seufzen unserer verzweifelten Lokalredakteure, weil das bedeutet, dass vor der Redaktionstür noch weniger passiert. Es soll schon halbe Seiten gegeben haben, so sagt man, die mit einer Geschichte über einen vom Sturm abgeknickten Ast gefüllt waren, weil der Kaninchenzüchterverein seine Pressemitteilung an dem Tag doch nicht mehr geschickt hatte.

Das alles erzählen sich zumindest die Leute, wenn sie über meine Heimat sprechen. Es verhält sich eben so wie bei mir, wenn ich verreise und hinterher davon berichte, als sei alles unumstößlich. Ich halte die kurze Sequenz für einen Film, eine Postkarte für einen Bildband. Vermutlich unterscheiden sich meine Beschreibungen aber fundamental von denen der Einwohner. Andere hingegen bergen einen wahren Kern. Wie ein Tor kam mir Ostfriesland in meiner Jugend jedenfalls nicht vor. Tatsächlich verbrachte ich meine Kindheit und Jugend wortwörtlich in einer Sackgasse. Viel ausgemacht hat es mir nie, zumindest nicht, als ich noch klein war.

Beide Häuser, in denen ich aufwuchs, hatten trotzdem gemein, dass die Straßen, an denen sie lagen, auch irgendwo in Osteuropa hätten sein können. Das kann man durchaus als landschaftliche Idylle bezeichnen, so wie man das auch in Italien tut, wenn der Putz von den Häusern bröckelt, aber weil es bei uns fast immer regnet, hinkt der Vergleich, und die Straßen sehen dann ein bisschen marode und wenig charmant aus, weil einem für diesen Blickwinkel einfach nicht genügend Sonne das Gehirn verbrennt. Glücklicherweise sind die meisten unserer Häuser wegen der salzhaltigen Luft in den seltensten Fällen verputzt und vorwiegend mit Backstein erbaut. Damit Außenstehende erkennen, dass die Steine verwittern, muss es sich schon um eine Burgruine aus dem Mittelalter handeln, und davon haben wir ja, wie schon gesagt, nicht so viele. Das mit dem Backstein lässt sich außerdem hervorragend als Fischerdörfchenidylle verkaufen und sieht wirklich hübsch aus, wenn man im Hafen einen historischen Kutter davorstellt.

Auch die zwei Häuser meiner Kindheit und Jugend waren ebenfalls aus Backstein erbaut. Bei der Straße vor dem ersten Haus handelte es sich um eine kleine Schotterpiste voller Löcher, die so groß wie Mondkrater waren, sodass es einen beim Autofahren immer kräftig schüttelte. Die zweite Straße hatte immerhin einen Asphaltbelag, der allerdings auch durch einen Vulkanausbruch hätte entstanden sein können. In der Blüte meiner Pubertät sog ich aus Eitelkeit meine Wangen ein, damit sie beim Befahren der Straße nicht wackelten, was natürlich noch viel dämlicher aussah, ich aber erst zehn Jahre später erkennen sollte. Wenn die Männer von der Stadt kamen und einen Eimer Schotter auf die Schlaglöcher kippten,

taten sie das meist in Eile, fast so, als wäre es ihnen selbst schon peinlich, weil sie wussten, dass das nichts bringen würde und zwei Wochen später der Rollsplit überall, aber nicht in den entsprechenden Löchern war. Sie hinterließen dabei nie eine gerade Fläche, es war immer so, als wäre Lava aus den Löchern herausgequollen, die für unebene Krusten auf der Asphaltdecke sorgte.

Wenn ich dort Inliner fuhr, war es deshalb auf den ersten Metern eher ein Stopptanz als eine Fahrt. Ich fuhr ein Stück, stolperte, ruderte mit den Armen, bekam nach vorne Übergewicht, fing mich wieder oder stürzte. Meine Einradphase hatte sich glücklicherweise nach einer Schussfahrt in Richtung Rosenhecke erledigt, deshalb traf es mich nicht allzu sehr.

Das alte Haus, das sich näher am Ortskern befand und eigentlich gar nicht so alt war, besaß einen Keller, wie ihn viele ostfriesische Häuser früher noch hatten, um Vorräte kühl zu lagern, einen kleinen Garten und – was noch viel wichtiger war – zwei Häuser weiter die weltbeste Nachbarin, die man sich vorstellen kann: Tante Harms. Ich weiß bis heute nicht so recht, wie sie mit Vornamen hieß. Sie wohnte allein in ihrem Haus, hatte eine große Hornbrille auf der Nase und einen kleinen Hocker im Flur stehen, auf den sie nur für meine Schwester und mich immer einen Teller Waffeln stellte. Dass wir weder verwandt noch verschwägert mit ihr waren, begriff ich erst viele Jahre später.

Das zweite Haus, in dem ich ab der vierten Klasse aufwuchs, ist im Bau einem *Fehnhaus* nachempfunden und liegt am äußeren Rand der Stadt, nahe einem Landschaftsschutzgebiet, das *Hammrich* heißt. Der *Hammrich* mag einen auf den ersten Blick nicht unbedingt aus den Latschen hauen, weil es

sich dabei um den eingangs beschriebenen Stadtrand mit dem Kuh-Weide-Schaf-Teil handelt, aber genau das macht ihn für mich so schön: Man trifft hier selten auf andere Menschen. Ein bisschen war der *Hammrich* wie unser erweiterter Garten. Unser kleines Fehnhaus, das man aufgrund seiner Bauweise in Ostfriesland als *Gulfhof* bezeichnet, ist typisch für die Region. Man erkennt Fehnhäuser vor allem daran, dass sie aus Backstein gebaut werden und ihr Dach im hinteren Bereich des Hauses zum Boden herabgezogen wird. Das sieht ein bisschen so aus, als hätte das Haus hinten ein Paar Stützräder. In diesem Teil brachten die Leute früher Stall und Vieh unter, im vorderen Teil lebten sie. Wir hatten weder Stall noch Vieh, abgesehen davon, dass wir einen Hund hatten und meine Mutter meinen Vater hin und wieder einen Esel nannte – oder mich und meine Schwester ein Ferkel. Das Haus umgibt ein großer Garten. Das Grundstück wiederum ist umsäumt von künstlich angelegten Gräben, die den Boden entwässern sollen. Ganz Ostfriesland ist durchzogen von solchen Wasserstraßen, die sich hervorragend zum Spielen eignen. Kurz gesagt: Für unsere Kindheit war es das reinste Paradies. Auch langweilig wurde mir nie. Bis heute nennen wir beide Häuser ›das alte Haus‹ und ›das neue Haus‹.

Ich bin jetzt Mitte zwanzig, und das bedeutet, dass ich im Besitz eines Führerscheins und der Erlaubnis bin, Alkohol zu trinken, und dass Leute von einem behaupten, man sei »aus dem Größten heraus«. Ich gelte nicht mehr als völlig unzurechnungsfähig, besitze aber auch noch keinen dieser Einkaufskörbe aus Aluminium, die mit floralem Muster umspannt sind; ganz vertrauenswürdig bin ich also doch noch nicht. Ich koche keine Nudeln mehr und esse sie mit Ketch-

up, dafür koche ich Nudeln mit einer Tomatensoße in fünf verschiedenen Variationen. Ich befinde mich in einem Zwischenraum. Das bedeutet, dass ich mich jetzt schon über die Klamotten lustig mache, die ich während meiner Pubertät getragen habe, aber noch nicht weiß, dass mir in zehn Jahren die Kleidungsstücke peinlich sind, die ich in diesem Moment trage. Wir geben alle vor, nicht mehr so unsicher wie mit fünfzehn zu sein, ein selbstbewussteres und schlagfertigeres Ich zu besitzen, dabei befindet sich jeder Mitte zwanzig eigentlich in einer ausgewachsenen Lebenskrise und versucht das wie seine Pickel in der Pubertät zu kaschieren, indem er mit schlaueren Wörtern um sich wirft. Wir alle wissen, dass Krisen gesellschaftlich erst wieder mit Mitte fünfzig erlaubt sind, wenn wir Worte wie ›Midlifecrisis‹ fallen lassen können und alle einvernehmlich nicken. Dabei sollte man meinen, man sei spätestens dann ›aus dem Größten heraus‹.

Das Problem ist: Mitte zwanzig zu sein bedeutet, dass man mit dem Eintritt in diese Phase seines Lebens seinen Welpenschutz verliert. Auf einmal ›probiert man sich nicht mehr aus‹, bricht man einen Studiengang ab oder ›findet sich noch mal neu‹, wenn man die Welt umreist. Plötzlich trifft einen der Ernst des Lebens wie ein Schlag auf den Kopf. Mit Mitte zwanzig bekommt man offiziell bei jeder Feier zwischen Kanapees und Weinschorle völlig übergriffige Fragen zu grundlegenden Lebensentscheidungen gestellt. Meist erschreckt einen das ziemlich, immerhin hat einen 25 Jahre lang nichts auf solche Attacken aus dem Hinterhalt vorbereitet, galt man ja als unzurechnungsfähig.

Es ist fast so, als evaluiere die Gesellschaft die eigene Zurechnungsfähigkeit anhand der Antworten, die wir auf diese

völlig indiskreten Fragen geben, und erst, wenn wir sie zufriedenstellend beantworten, bekommen wir den Aluminiumkorb überreicht. Man wähnt sich also gerade in der völligen Sicherheit der Kindheit, in der man nicht mehr steckt, ja, in zufriedener Unwissenheit, bevor plötzlich Fragen wie wirbelnde Nackenklatschen auf einen einprasseln. Die Erkundigungen folgen dabei immer einem Schema: eine harmlose Erkundigung, beinahe naiv und beiläufig, dicht gefolgt von einem saftigen Magenschwinger: »Noch Schnittchen? Du möchtest doch später sicherlich auch Kinder, oder?«, »Mensch, was bist du aber hübsch geworden. Wie kann es denn sein, dass jemand wie du in dem Alter nicht vergeben ist?« oder »Noch Sekt? Jetzt sag aber mal: Verdient man denn eigentlich gut mit dem, was du machst?«. Letzteres natürlich mit gespielt besorgtem Seitenblick. Dabei wollen die Erwachsenen eigentlich nur wissen, ob man gegen ihre eigenen Kinder anstinkt. Trotzdem verschluckt man sich meist oder täuscht es einfach vor, wie bei einer Technik aus dem Tierreich, bei der man sich scheinot stellt, weil man mit Mitte zwanzig aufgrund von nicht genügender Erfahrung noch keine zweckdienlicheren Abwehrstrategien für solche Situationen erlernt hat.

Im Laufe eines dieser Verhöre traf mich eine Frage aber noch sehr viel härter in meiner fragilen Adoleszenz als die anderen, und die lautete wie folgt: »Wie ist denn so das Leben in der Großstadt? Du möchtest doch später sicherlich wieder zurück nach Ostfriesland, oder?«

Der Lauch blieb mir am Gaumen kleben, ich hustete und spuckte Krümel, eine Hand landete auf meinem Rücken und der Rest des Schnittchens in meinem Schoß. Tränen rannen mir über die Wangen, und als ich wieder Luft bekam, sagte

ich: »Ach, was, nee. Jetzt ja noch nicht.« Doch mit jeder Silbe schwand meine Gewissheit, und am Ende hingen die Worte wie ein Fragezeichen in der Luft. Ich lachte ein kleines bisschen verrückt und erntete noch mehr besorgte Blicke, und es war klar, dass ich diesen Einkaufskorb noch lange Zeit nur aus der Ferne sehen würde. Ich verließ die Gartensoiree mit eiligen Schritten. Die Hinterbliebenen verleibten sich beruhigt weiter ihre Schnittchen ein, ich war jetzt offiziell komischer als ihre Kinder.

Doch noch etwas anderes hatte sich nach diesem Verhör verändert. Ich stellte mir plötzlich selbst Fragen, die ich mir die nächsten zehn Jahre über nicht hatte stellen wollen. Es war, als hätten die Bemerkungen der anderen ein Rad in mir angeschmissen, das sich unaufhörlich weiterdrehte: Wo wollte ich hin? Musste ich überhaupt irgendwo hinwollen? Wo kam ich her? Und was hatte das wiederum damit zu tun, wo ich hinwollte?